

Kinder stärken 2.0 –

Wie können Kinder früh für die „digitale Gesellschaft“ fit gemacht werden?

Wir leben in einer digitalisierten Gesellschaft. Aus dem Alltag der allermeisten Erwachsenen und Jugendlichen sind Internet, Webangebote sowie digitale Endgeräte mit ihren entsprechenden Anwendungen nicht mehr wegzudenken. Wir arbeiten viel damit, aber wir nutzen diese digitalen Möglichkeiten auch in unserer Freizeit – oft nahezu ununterbrochen. Diese veränderten Gewohnheiten beeinflussen unser Leben; sei es, weil wir ständig erreichbar sein wollen oder sollen; sei es, weil wir uns vieles nicht mehr auswendig merken, da wir es ja jederzeit abrufen können; sei es, weil sich unser Informations- und Konsumverhalten ändert. Diese Veränderungen betreffen selbstverständlich nicht nur Erwachsene und Jugendliche, sondern auch Kinder – schon die Jüngsten können sich diesem „digitalen“ Einfluss kaum entziehen. Eine Vielfalt an spezifischen Angeboten von Apps und Filmchen zur Unterhaltung, Beschäftigung oder zum spielerischen Lernen richten sich inzwischen gezielt an die Allerjüngsten.

Was aber bedeutet es für (Klein-)Kinder, wenn sie in einem „digitalen Zeitalter“ aufwachsen?

Um ein Kind zu erziehen, braucht es ein ganzes Dorf – so lautet ein inzwischen auch hier bekanntes afrikanisches Sprichwort. Es verweist unter anderem auf die wichtige Rolle, die das soziale Umfeld und damit auch die Gesellschaft für die Entwicklung eines Kindes spielen.

Was aber, wenn dieses Dorf global und digital geworden ist? Wenn durch Internetverbindungen und mobile Geräte im wahrsten Sinne des Wortes die Welt ihren Weg ins Kinderzimmer findet?

Nach dem ersten „Hype“ werden inzwischen sowohl die aktuell bekannten Vorteile als auch die bekannten Nachteile, Risiken wie Chancen regelmäßig und ausgiebig diskutiert: Auf der einen Seite können wir leichter miteinander in Kontakt treten und bleiben, wir können über nahezu unendlich viel Wissen und Informationen verfügen, wir können unser Arbeiten wie unser Lernen leichter strukturieren und automatisieren... Auf der anderen Seite können wir aber auch in digitalen Welten verschwinden und dadurch den Bezug zur Realität verlieren; wir können Mobbing, Missbrauch und weiteren Formen von Gewalt und Kriminalität ausgesetzt sein; wir können leichter ausspioniert und manipuliert werden, Fehlinformationen glauben, unsere Kreativität und Neugier

verlieren oder sogar unsere Gesundheit gefährden, weil wir uns immer weniger bewegen. Diese Gefahren betreffen selbstverständlich nicht nur Erwachsene, Jugendliche und ältere Kinder, sondern auch schon die Jüngsten, wie die folgenden Ausführungen zeigen.

Frühkindliche Prägungen und Bindungen

Für Kinder ist in der Regel das interessant, was Erwachsene tun: Sie wollen mit ihrer Oma im Garten arbeiten oder backen; sie wollen mit ihrem Papa staubsaugen; sie spielen „Einkaufen“, „Familie“ oder „Arbeiten“. Schließlich sind ihre wichtigsten Bezugspersonen auch ihre wichtigsten Vorbilder. Vorbilder, die Kleinkinder (unbewusst) imitieren. Da bereits Säuglinge sensibel auf die Stimmungen ihrer Bezugspersonen reagieren, weil sie deren Stress wie deren Freude spüren, „kopieren“ sie diese auch. Dabei übernehmen (Klein-)Kinder nicht nur die entsprechenden Reaktionen der Erwachsenen, sondern auch deren Verhaltensweisen. Diese frühkindliche Prägung setzt sich in der Regel bis ins Erwachsenenalter fort. Das zeigen beispielsweise Ess- und Ernährungsgewohnheiten, die Erwach-

sene schon in der frühesten Kindheit verinnerlicht haben, Vorlieben für unterschiedliche Aktivitäten oder Hobbys, aber auch die Reaktionen als Erwachsene auf unbekannte oder sogar bedrohliche Situationen.

Die Bindungstheorie setzt sich intensiv mit den Beziehungen zwischen Kindern und ihren Bezugspersonen auseinander. Erkenntnisse aus dieser Forschung betonen, wie wichtig mindestens eine Bindungsperson (Eltern, Großeltern, Geschwister...) von Geburt an für ein Kind ist. Denn eine stabile und positive Beziehung macht bereits kleine Kinder selbstsicher und stark. Dadurch spüren Kinder, dass sie geliebt werden, dass sie wichtig sind. Dadurch, dass ihnen Vertrauen entgegengebracht wird, erfahren sie Selbstwirksamkeit.

Hierfür werden die entscheidenden Grundlagen in der frühen Kindheit gelegt.

Mehr dazu in:

LERNEN FÖRDERN Heft 3/2014;
LERNEN FÖRDERN Informationsbroschüre „Aktivität und Teilhabe“, Band 8

Grundlage der Kindheit: Eltern müssen für ihre Kinder da sein

Für Babys, Kleinkinder, aber selbstverständlich auch noch für Jugendliche ist vor allem anderen eines wichtig: Erwachsene – Eltern und/oder weitere Bezugspersonen – müssen für sie da sein. Und dies nicht nur, wenn sie Probleme oder Sorgen haben, sondern auch, um „einfach nur“ gemeinsam Zeit miteinander zu verbringen und auf diese Weise Zuneigung und Geborgenheit zu erfahren.

Je älter Kinder und Jugendliche werden, desto selbstständiger werden sie zwar, allerdings benötigen sie nach wie vor Zeit und Aufmerksamkeit ihrer Eltern. Je sicherer die Bindung in der frühen Kindheit ist, desto leichter kommen Jugendliche dann später auch durch ihre Pubertät. Denn auch wenn sie sich von ihren Bindungspersonen lösen wollen und müssen, wissen sie doch: „Wenn ich Probleme habe, weiß ich, mit wem ich darüber sprechen kann.“; „Im Notfall kann ich mich auf diese Person verlassen.“ (Mehr dazu bei Brisch 2019, siehe auch Rezension, S. 26).

Dabei können sich die allermeisten Kinder und Jugendlichen in Deutschland auf ihre Bezugspersonen verlassen: Sie haben „in ihrer Familie jemanden [...], der sich um sie kümmert, der ihnen bei Problemen zur Seite steht“. Dabei haben sie das Gefühl, dass ihre „Eltern

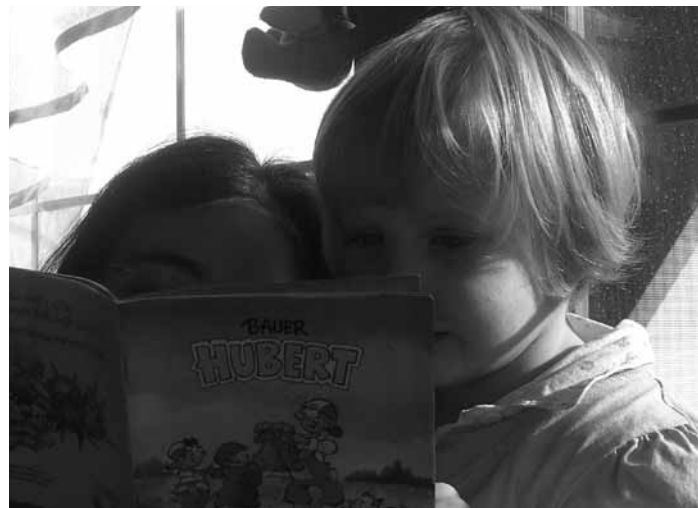
genug Zeit mit ihnen verbringen“, so zumindest die Ergebnisse einer Studie der Bertelsmann Stiftung (Children's Worlds+, S. 18).

Darüber hinaus zeigen die Ergebnisse dieser Studie, dass Eltern sich weniger Zeit für ihre Kinder nehmen, je älter diese werden: So stimmen lediglich 6,8 Prozent der Elfjährigen der folgenden Aussage **nicht** zu:

„Meine Eltern verbringen genug Zeit mit mir“. Dagegen finden immerhin schon 14 Prozent der Dreizehnjährigen, dass ihre Eltern **nicht** genug Zeit haben.

Vergleichbares zeigt sich bei den Antworten der Kinder und Jugendlichen auf die Frage, ob ihnen jemand aus der Familie hilft, wenn sie Probleme haben; auch hier „tritt ein Alterseffekt zutage: Während 4,2 Prozent der Achtjährigen dem Item nicht oder nur ein bisschen zustimmen, sind es bei den Vierzehnjährigen 11,4 Prozent.“ (Children's Worlds+, S. 18).

Trotz dieser guten Ergebnisse zeigt sich, dass leider nicht alle Kinder und Jugendlichen in ihrer Familie eine Person haben, die (ausreichend) Zeit für sie hat und die sie bei ihren Problemen unterstützen kann. Die Ursachen dafür können vielfältig sein. Manche Eltern haben selbst so große Probleme, dass sie die Schwierigkeiten ihrer Kinder gar nicht wahrnehmen können. Einige haben zum Beispiel Geldsorgen, sie arbeiten viel und sind zu Hause vor allem müde. Andere sind chronisch oder psychisch krank oder behindert. Sie haben deshalb weniger Zeit für ihre Kinder oder erkennen deren Bedürfnisse nicht ausreichend.



Diese Kinder sind in besonderem Maß auf Bezugs- und Bindungspersonen außerhalb ihrer Kernfamilie angewiesen, um Sicherheit und Unterstützung zu erfahren. (Mehr dazu auch bei Pretis/Dimova 2019, siehe Rezension, S. 27)

Bei Jugendlichen kann es dagegen passieren, dass ihre Eltern sie für selbstständiger halten, als sie sind. Kinder in der Pubertät wollen und müssen sich von ihren Eltern lösen und kämpfen deshalb für ihre Freiheiten. Jugendliche und junge Erwachsene benötigen dementsprechend auch den Freiraum, Dinge selbst auszuprobieren, allein zu entscheiden oder anders zu machen als ihre Eltern. Ob und wie viel Unterstützung sie dabei jedoch tatsächlich noch benötigen, sehen sie selbst nicht. Ihre Eltern wollen sie dagegen vor gefährlichen Situationen, vor Frustrationserlebnissen und Enttäuschungen schützen, schließlich überschätzen sich Pubertierende schnell – aber auch Eltern können ihre Kinder unterschätzen. Kein Wunder, dass dann Streit und Diskussionen an der Tagesordnung stehen können. Dennoch sind auch Pubertierende, auch noch als junge Erwachsene, oft vor allem noch Kinder, die unsicher sind, die Ängste haben oder Motivation brauchen. Auch ihnen helfen Begleitpersonen außerhalb der Familie, zu denen sie früh eine Beziehung aufbauen konnten.

Mehr dazu in unseren Informationsbroschüren „Aktivität und Teilhabe“ Band 2, 3 und 7 sowie in LERNEN FÖRDERN Heft 2/2011.



Gemeinsam miteinander Zeit verbringen – das ist für Kinder das Wichtigste.

Aufwachsen 2.0 – Was bedeutet das für Kleinkinder?

Nach wie vor verbringen die meisten Eltern viel Zeit mit ihren Kindern: Sie nehmen zum Beispiel gemeinsame Mahlzeiten ein, sie spielen miteinander, sie erledigen Haus- und Gartenarbeiten gemeinsam, sie machen zusammen Sport, Ausflüge und weitere Freizeitunternehmungen. Dennoch hat sich durch die Digitalisierung vieles verändert. Denn wenn Eltern ihr Verhalten und ihre Gewohnheiten ändern, dann beeinflussen sie damit auch das Verhalten und die Gewohnheiten ihrer Kinder, wie sich im Folgenden am Beispiel des Smartphones und Tablets zeigt.

Faszination Smartphone

Wenn Eltern viel Zeit mit ihrem Smartphone (aber natürlich auch an ihrem Tablet oder vor ihrem Laptop) verbringen, fasziniert dies natürlich bereits ihre kleinen Kinder. Wenn Mama und Papa zumindest gefühlt die ganze Zeit auf dieses Ding starren, wischen, klicken und damit sprechen, dann muss das ja bedeutsam sein. Kinder beobachten, dass das „Spielen“ mit dem Smartphone ihre Eltern nicht nur beschäftigt, sondern richtiggehend fesselt. Deshalb gehen sie automatisch davon aus, dass ihre Eltern dort wichtige Dinge erledigen. Dann wollen natürlich auch die Kleinen damit „arbeiten“. Sie wollen die bunten Bilder und Videos ansehen, die schönen Geräusche hören um am besten selbst verursachen.

Spezielle Angebote richten sich heute schon direkt an die Kleinsten. Mit Zeichentrickanimationen, Kinderliedern oder den ersten „Lernspielen“ können sie sich schnell und leicht selbstständig

beschäftigen. Für Eltern bedeutet das auch: Ihr Kind ist beschäftigt, findet seine Beschäftigung selbst, stellt sich fasziniert selbst eine Aufgabe und ist in dieser Zeit natürlich auch ruhig und fordert keine weitere Bespaßung oder Aufmerksamkeit. Eltern haben dadurch Zeit, andere – wichtige – Dinge zu erledigen oder sich einfach einmal in Ruhe mit anderen zu unterhalten. So kommt es, dass schon Zweijährige heute das Smartphone oder Tablet ihrer Eltern, aber auch den DVD-Player selbstständig bedienen können.

Viele Eltern sehen diese Digitalisierung für Kleinkinder **einerseits** sehr skeptisch. Deshalb lehnen einige den Gebrauch von Smartphone oder Tablet für ihre Kinder vollständig ab, andere schränken ihn zumindest so stark ein, dass sie die Kontrolle darüber haben, wann, wo und wie ihre Kinder digital aktiv sind. Doch **andererseits** können sich auch die meisten Eltern der digitalen Welt nicht ganz entziehen (mehr dazu auch ab S. 15). Darüber hinaus schätzen sie die Möglichkeiten, die sich ihnen und ihren Kindern dadurch bieten können: sei es, um eine letzte Gute-Nacht-Geschichte gemeinsam anzuschauen, sei es, um mit App-Unterstützung das Zähneputzen zu ritualisieren oder damit die ersten Farben, Zahlen oder Tiere kennenzulernen.

Je älter Kinder werden, desto häufiger können und dürfen sie auch die digitalen Geräte selbstständig verwenden und desto wichtiger werden Handy bzw. Smartphone auch für sie. Für Jugendliche ist das Smartphone dann nicht nur ein unterhaltsamer Zeitvertreiber, sondern wichtigstes Kommunikations- und Verbindungsmittel. Kein Wunder, dass von den 926 Befragten der Bitkom-Studie aus dem Jahr 2017 (siehe Kasten S. 12) für mehr als die Hälfte (51 %) der 6- bis 18-Jährigen

feststeht, dass er oder sie „sich ein Leben ohne Handy nicht mehr vorstellen kann“ (Bitkom 2017), obwohl Jugendliche deren Nutzung durchaus auch skeptisch sehen. Mehr dazu auch im Folgenden ab S. 10.

Beispiel für negative Auswirkungen: Weniger gemeinsame Zeit

Mehr Zeit allein mit digitalen Angeboten online zu verbringen, bedeutet zugleich weniger Zeit mit der eigenen Familie zu haben:

„Betrachtet man die Freizeitaktivitäten, dann stehen auf Platz eins Aktivitäten rund um die sozialen Medien. Bei den Zehnjährigen rangiert draußen spielen und Zeit mit der Familie noch höher und auch bei den Elfjährigen ist Zeit mit der Familie noch häufiger belegt als Aktivitäten im Bereich soziale Medien. Insgesamt wird aber deutlich, wie



bedeutsam es mit zunehmendem Alter der Jugendlichen ist, sich mit sozialen Medien zu beschäftigen. Familienzeit findet sich auf Platz zwei der Freizeitaktivitäten: Dabei nimmt der Anteil der Befragten, die öfter als dreimal in der Woche Zeit mit der Familie verbringen, mit zunehmendem Alter kontinuierlich ab – von 72,5 Prozent (Zehnjährige) auf 47,8 Prozent (Vierzehnjährige).“ (Children's Worlds+ 2019, S. 8)

Beispiel für negative Auswirkungen: Vernachlässigung

Die oben beschriebene Faszination am Beispiel des Smartphones führt dazu, dass digitale Geräte nicht nur Kinder und Jugendliche fesseln, sondern oft auch die volle Aufmerksamkeit von Erwachsenen beanspruchen. Dadurch können sie im wahrsten Sinne des Wortes von ihren Kindern „abgelenkt“ werden. Im Extremfall übersehen Eltern die Bedürfnisse ihrer Kinder, weil sie beispielsweise gar nicht mehr mitbekommen, dass oder warum ihr Kind unruhig, ungeduldig oder quengelig ist oder sogar weint. Das passiert zum Beispiel, wenn eine Mutter während des Stillens mit ihrem Smartphone spielt, wodurch sie ihrem Kind die notwendige Aufmerksamkeit und Zuwendung entzieht. Das kann auch passieren, wenn sich Eltern auf ihr piepsendes Smartphone konzentrie-

ren, statt beim gemeinsamen Essen mit ihren Kindern zu sprechen. Diese Effekte können schließlich bewirken, dass später jedes Familienmitglied mit sich selbst – bzw. seinem Smartphone oder Tablet – beschäftigt ist, aber kaum noch mit den anderen kommuniziert.

Essen wird in beiden Beispielen zur reinen Nahrungsaufnahme reduziert, die nebenher geschehen kann. Dadurch verlieren Mahlzeiten ihre soziale Dimension, sie bieten keinen Raum mehr, um miteinander Zeit zu verbringen und sich über Erlebnisse, Ereignisse, aber auch Sorgen auszutauschen. Da hierbei meist schneller und unkonzentrierter – und oft auch zu viel – gegessen wird, werden diese Mahlzeiten zudem ungesünder.

Ist die Abhängigkeit von digitalen Angeboten in einer Familie zu groß, erhalten Kinder dabei im schlimmsten Fall von Anfang an zu wenig Aufmerksamkeit. Bei Säuglingen kann so die Mutter-Kind-Bindung Schaden nehmen. Kleinkinder lernen nicht mehr, wie und mit wem sie über ihre Gefühle oder ihre Sorgen sprechen können, und auch größeren Kindern fehlt dann der Ansprechpartner bei Problemen oder Schwierigkeiten.

Beispiel für negative Auswirkungen: Anlass für Streit und Diskussionen

Wie das zweite Beispiel vor Augen führt, können digitale Geräte selbst für Probleme sorgen. Nach Aussagen der befragten Kinder und Jugendlichen „ist das Smartphone in jeder vierten Familie offenbar auch Grund zur Diskussion. So sagen 26 Prozent der Smartphone-Nutzer im Alter von 10 bis 18 Jahren, dass es zu Hause oft Streit gibt, weil das Handy zu viel genutzt wird“ (Bitkom 2017): Eltern sind von ihren älteren Kindern genervt, weil sie „nur noch“ an ihrem Smartphone hängen, ständig erreichbar sein wollen und sich kaum davon lösen können. Insbesondere für Jugendliche ist dies wichtig, weil die meisten sozialen Aktivitäten ihrer Peer-group online stattfinden oder zumindest geplant werden – hier „müssen“ sie dabei sein!

Hinzu kommt, dass – siehe oben – die meisten Jugendlichen vermutlich lediglich das Verhalten ihrer Eltern kopieren, das sie schon früh beobachtet haben.

Diese Beispiele veranschaulichen in erster Linie die bedeutende Rolle, die Eltern von Anfang an spielen. Sie bleiben die entscheidenden Vorbilder, damit ihre Kinder „fit für die digitale Gesellschaft“ werden können. Wie Erwachsene mit den gegebenen und zukünftigen digitalen Angeboten umgehen, entscheidet mit darüber, wie ihre Kinder den Umgang damit gestalten werden:

- Wenn von Anfang an klare Regeln gelten, können sich auch ältere Kinder und Jugendliche (eher) daran halten.
- Wenn Eltern zu den gemeinsamen Mahlzeiten das Handy selbstverständlich weglegen, können sich auch ihre Kinder daran gewöhnen.
- ...

Grundlegend ist dabei, dass Eltern sich bereits von Anfang an Gedanken über ihren eigenen Umgang mit dem Smartphone und weiteren digitalen Medien machen und rechtzeitig darüber reflektieren, wie ihre (Klein-)Kinder den Umgang damit (er)lernen sollen.



Kleine Kinder sind neugierig und wollen alles entdecken, das gilt neben Dingen in der Natur oder Mamas Geldbeutel (linke Seite) selbstverständlich auch für alle (digitalen) Medien, mit denen sie aufwachsen.

Konsequenzen

Wie auch die verschiedenen Untersuchungen zeigen, die im Folgenden vorgestellt werden (siehe S.12), kennen die meisten Jugendlichen wie die meisten Erwachsenen diese negativen Seiten, die eine (übermäßige) Smartphone-Nutzung mit sich bringen kann. **Kinder, vor allem Kleinkinder, müssen das allerdings erst lernen. Um Risiken und Gefahren zu erkennen und einschätzen zu können, sind sie auf die Unterstützung durch Erwachsene angewiesen.**

Zahlen und Daten – Nutzung von Smartphones und sozialen Medien

Die einleitenden Überlegungen verwiesen bereits darauf: Im Alltag der meisten Erwachsenen haben Smartphones oder Tablets mit ihren digitalen Möglichkeiten einen hohen Stellenwert. Sie gehören einfach dazu und sind in der Regel unverzichtbar. Dass derzeit viel von „Digital Detox“ die Rede ist, also von der digitalen Entgiftung, dem (zeitweisen) Verzicht auf die Nutzung

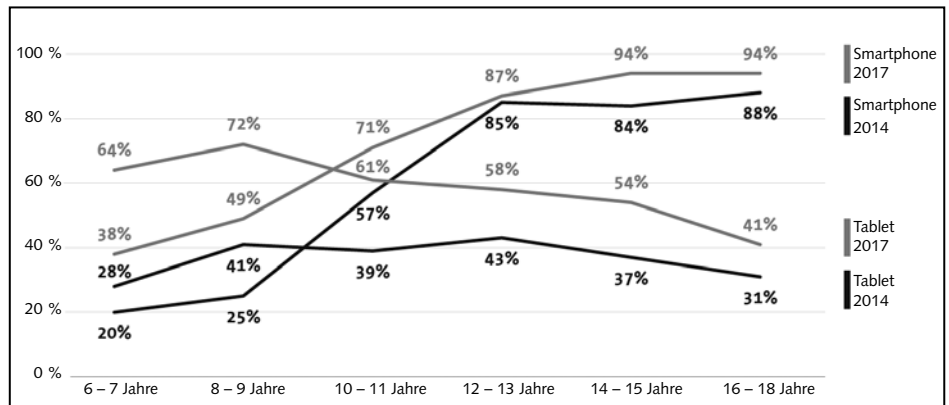


Abbildung 2: Der Vergleich zwischen 2014 und 2017 zeigt, dass die Smartphone- und Tablet-Nutzung deutlich gestiegen ist. Hier die Antworten auf die Frage: „Welche der folgenden Geräte nutzt Du zumindest ab und zu?“
Basis: 6- bis 18-Jährige, N = 926, Mehrfachnennungen möglich. Quelle: Bitkom Research

digitaler Geräte und Anwendungen, bestätigt diese Selbstverständlichkeit eigentlich nur. Aber wie sehen Kinder und Jugendliche das eigentlich selbst? Eine genauere Betrachtung, wie beispielsweise in den Studien des Deutschen Jugendinstituts (DJI), des Deutschen Instituts für Vertrauen und Sicherheit im Internet (DIVSI), von Bitkom e.V. oder der Bertelsmann Stiftung (Children’s Worlds+), zeigt, dass Kinder wie Jugendliche durchaus reflektiert

und skeptisch den digitalen Angeboten gegenüberstehen; mehr dazu im Kasten auf S. 12.

Die Ergebnisse dieser Studien verweisen beispielsweise darauf, dass bereits Kinder **immer früher** (Anteil der Nutzer) und **immer häufiger** (Nutzungsdauer) online gehen; als Teenager sind dann nahezu alle nahezu ständig online. Je älter Kinder werden, desto wahrscheinlicher ist auch, dass sie ein eigenes Handy bzw. Smartphone zur freien Verfügung haben – oder zumindest eines wollen. Gemäß der Studie „Children’s Worlds+“ haben zwar 60 % der Achtjährigen (noch) kein Handy. Nur knapp ein Drittel findet das aber gut und ist der Meinung, er/sie brauche auch keines (CW+ 2019, S. 21).

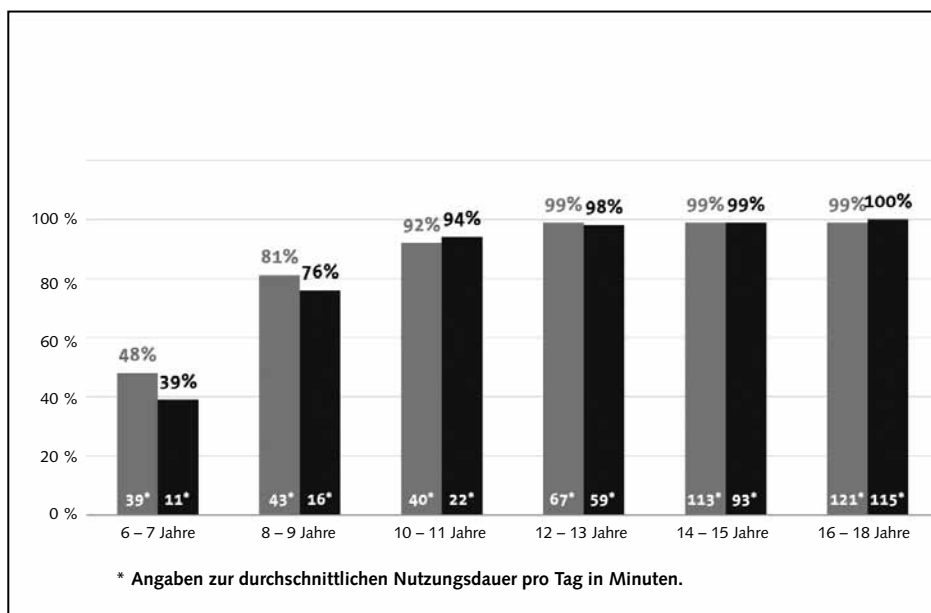


Abbildung 1: Die Jüngsten gehen immer früher online. „Ja-Antworten“ auf die Frage: „Nutzt Du zumindest gelegentlich das Internet?“. Dabei ist die Zahl der Nutzer (Angaben in Prozent) kaum gestiegen, die (durchschnittliche) Nutzungsdauer (Angaben in Minuten, siehe *) dagegen sehr. Antworten der Kinder und Jugendlichen aus dem Jahr 2017 (hellgraue Balken) und aus dem Jahr 2014 (schwarz).
Basis: 6- bis 18-Jährige (N = 962 bzw. 815); Quelle: Bitkom Research

Laut Bitkom-Studie verfügte 2017 bereits ein Großteil der 10-Jährigen (87 %) über ein eigenes Smartphone. Im Alter von 12 Jahren besaßen dann fast alle eines, es gehörte bereits 2017 in diesem Alter „für so gut wie alle Jugendliche zur Standardausstattung“ (Bitkom 2017). Das bedeutet auch: „Ins Internet ‚zu gehen‘ ist den Kindern von heute völlig fremd, sie sind ‚always on‘ – egal wo und egal wann.“ (Bitkom 2017) Vergleichbares zeigt auch die Elternbefragung des DJI: Die Häufigkeit der Internetnutzung nimmt stetig weiter zu, sodass mit Beginn der Pubertätsphase der tägliche Internetzugang schließlich zur Alltagsroutine wird (s. DJI 2015, S. 13).

Was für Kinder und Jugendliche wirklich wichtig ist

Laut den Ergebnissen der „Children's Worlds+“-Studie können Kinder und Jugendliche gut unterscheiden, was in ihrem Leben wirklich wichtig ist. Dabei geben sie „differenziert darüber Auskunft, was sie zum Leben brauchen und unterscheiden zwischen Grundbedürfnissen und Luxusgütern“ (CW+ 2019, S.3). Während für die Jüngeren ein eigenes Handy oder Smartphone dabei noch nicht so wichtig ist, ist der Besitz eines Handys bzw. Smartphones für ältere Kinder dagegen selbstverständlicher Teil des Alltags:

„[W]ährend sich bei allen anderen abgefragten Gütern keine Schultyp- oder Alterseffekte zeigen, finden wir beim Handybesitz einen signifikanten Alterseffekt. Bei den unter Zehnjährigen ist der Anteil der Handybesitzer*innen deutlich unterdurchschnittlich. Interessant ist dabei, dass 28,4 Prozent der Achtjährigen, 20,3 Prozent der Neunjährigen und immer noch 7,7 Prozent der Zehnjährigen angeben, dass sie kein Handy haben, aber auch keines wollen oder brauchen. Eine andere Gruppe von Kindern, die kein Handy hat, ist hingegen der Meinung, ein Handy oder Smartphone zu brauchen. Hier zeigt sich, dass auch junge Kinder schon differenziert über ihre Bedarfe nachdenken und entscheiden. [...] Da ein Handy Zugang zu Kommunikation und Teilhabe an sozialen Medien bedeutet – einer zentralen Freizeitaktivität – ist dieser Wunsch nachvollziehbar und ernst zu nehmen, auch wenn elterliche Erziehungsvorstellungen dem widersprechen.“ (CW+ 2019, S. 21)

In den Gruppendiskussionen im Rahmen der Studie „Children's Worlds+“ diskutieren Kinder und Jugendliche „sehr differenziert, was man zum Überleben braucht und worauf zur Not verzichtet werden kann. Sie erkennen aber auch die Macht der Gewohnheit, die Anziehungskraft attraktiver Güter und vergleichen sich dabei mit anderen.“ (CW+ 2019, S. 20) Verdeutlicht wird

dies am Beispiel folgender Diskussion „über Dinge, die man braucht“ von zwei 14-Jährigen:

J1: Aber ich meine, früher haben die Leute ja auch überlebt ohne ein Tablet oder Laptop.

J2: Eben. Genau. Und deswegen, also wenn ich es nicht haben würde, dann würde ich es auch definitiv auch glaube ich nicht brauchen.

J1: Ich glaube es liegt daran, dass jeder es hat, dass man dann irgendwie dazu gehören muss oder will, damit man irgendwie nichts verpasst.

Quelle: Transkript aus der qualitativen Erhebung Children's Worlds+ (CW+ 2019, S. 20)

Demnach wissen Jugendliche, dass sie zwar einerseits keinen Laptop zum Überleben benötigen. Sie erkennen ihn aber andererseits als Gegenstand, „über den erstens Zugehörigkeit definiert und zweitens ein Zugang zu Informationen und Kommunikation eröffnet wird. Beides ist in der heutigen Gesellschaft nahezu unverzichtbar. In dieser Sequenz tritt damit das Wissen von Jugendlichen darüber hervor, wie schwer es ist, sich dem sozialen Vergleich zu entziehen. Die Formulierung von Grundbedürfnissen ist in den jeweiligen sozialen Kontext eingebettet.“ (CW+ 2019, S. 20)

Dass Jugendliche durchaus auch die Gefahren kennen, die mit digitalen Angeboten verbunden sind, verdeutlicht unter anderem die U25-Studie des Deutschen Instituts für Vertrauen und Sicherheit im Internet (DIVSI). Neben positiven Aspekten präsentierten sich hier viele kritische Beobachtungen. So verschieben sich die Online-Interessen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen beispielsweise nicht nur, sondern es gibt auch „gute Gründe“ dafür: „Für immerhin ein Drittel der Jugendlichen und jungen Erwachsenen [die Facebook nicht mehr nutzen] sind Datenschutzbedenken ein Grund, auf Facebook zu verzichten.“ (DIVSI 2018, S. 64)

Das Fazit des DIVSI liest sich dementsprechend auch eher ernüchternd: „Auch wenn sich 14- bis 24-Jährige scheinbar souverän und mühelos online bewegen, ist ihr Selbstverständnis ein anderes: Sie sehen sich nicht als überdurchschnittlich kompetent in puncto Internet an, nur weil sie jung sind. [...] Sie sehen daher auch andere in der Pflicht, sie auf die digitale Zukunft vorzubereiten. Insbesondere für junge Menschen mit einem niedrigen formalen Bildungsniveau gilt vor allem die Schule als wichtiger Vermittler von Grundwissen im Umgang mit digitalen Medien.“

Die 14- bis 24-Jährigen sehen sich insgesamt eher als Getriebene denn als Gestalter einer digitalen Transformation und betonen, dass Internetnutzung häufig keine freie Entscheidung sei, sondern Grundvoraussetzung, um teilhaben zu können (im Freundeskreis, in der Schule, im Studium, im Beruf). Dies wird nicht als Problem empfunden, solange sich Risiken (s.o.) im Rahmen halten oder man damit umgehen kann. [...]

Die meisten Jugendlichen können sich ein Leben ohne Internet nicht mehr vorstellen. Deshalb wünschen sie sich, dass es funktioniert und ihrem Verständnis von Gerechtigkeit und Fairness entspricht. Entsprechend bereitet ihnen eine mögliche Abhängigkeit vom Internet Sorge. Das Internet ist praktisch, wenn alles fair zugeht, aber katastrophal, wenn etwas schief läuft. Diese Vorstellung erzeugt Unbehagen, weil sich vieles nicht abschätzen lässt – z.B. wie mit laufend gesammelten Daten und Informationen in ein paar Jahren umgegangen werden könnte. [...]

Trotz dieser teilweisen Überforderung und einer diffusen „Analog-Sehnsucht“ sehen 14- bis 24-Jährige insgesamt mehr Chancen als Risiken in der digitalen Entwicklung. Junge Menschen wissen und wollen, dass Digitalisierung weiter vorangetrieben wird, und fordern deshalb eine verlässliche Vorbereitung auf die digitale Zukunft ein.“ (DIVSI 2018, S. 106)

Wie können Erwachsene sie darin von Anfang an begleiten?

Wie nutzen Kinder und Jugendliche digitale (Online-)Angebote?

Je älter Kinder werden, desto häufiger nutzen sie digitale Anwendungen und desto mehr Zeit verbringen sie mit sozialen Medien. Zu diesem Ergebnis kamen in den letzten Jahren verschiedene Untersuchungen und Befragungen zum Medienverhalten von Kindern und Jugendlichen, unter anderem die Studie „Children's Worlds+. Eine Studie zu Bedarfen von Kindern und Jugendlichen in Deutschland“ (CW+ 2019), zwei Untersuchungen des Bundesverbandes Informationswirtschaft, Telekommunikation und neue Medien e.V. (Bitkom 2014 und 2017) sowie eine Elternbefragung des Deutschen Jugendinstituts „Digitale Medien: Beratungs-, Handlungs- und Regulierungsbedarf aus Elternperspektive“ (DJI 2015) und die U25-Studie des Deutschen Instituts für Vertrauen und Sicherheit im Internet (DIVSI 2018).

Die Untersuchungen von DJI und Bitkom betrachten in erster Linie die Nutzung der Online-Angebote. Während Bitkom die Altersspanne zwischen sechs und 18 Jahren betrachtet, wurden vom DJI Eltern von Kindern zwischen eins und 15 Jahren zum Onlineverhalten ihrer Kinder sowie ihrer elterlichen Begleitung befragt. In Children's Worlds+ wurden junge Menschen allgemeiner dazu befragt, „was für sie heute zum Aufwachsen dazugehört, was sie unbedingt brauchen, wann für sie Ausgrenzung und Armut oder aber auch Luxus beginnt“ (CW+ 2019, S. 4). Das DIVSI (2018) untersuchte dagegen die Stimmung der 14- bis 24-Jährigen im Umgang mit digitalen Angeboten und führt vor allem die Desillusionierung der Jugendlichen und jungen Erwachsene vor Augen: „Einen wesentlichen Unterschied im Umgang mit der digitalen Welt bei den heute 14- bis 24-Jährigen im Vergleich zu Gleichaltrigen vor vier Jahren signalisiert bereits der Titel: Die Zeiten einer unbesorgten Nutzung der sich bietenden technischen Möglichkeiten sind Vergangenheit. Die Er-

gebnisse zeigen vielmehr: Der Hype ist vorbei, reine Euphorie war gestern.“ (DIVSI 2018, S. 6)

Anteil der minderjährigen Internetnutzer

Während sich die Nutzungsquoten von Jungen und Mädchen nicht unterscheiden, ist der Zugang zum Internet **deutlich altersabhängig** (DJI 2015, S. 11). Fast alle Kleinkinder und auch noch die meisten jüngeren Kinder sind noch nicht online (siehe Abbildung 3, DJI 2015). So ermöglichen nach eigener Auskunft lediglich 2 Prozent der Mütter „ihrem Kind im Alter von einem Jahr den Internetbesuch“ (DJI, S. 11), während 16 Prozent der Vierjährigen die Internetnutzung gewährt wird. Bei den Sechs- bzw. Siebenjährigen konnten laut DJI 2015 26 Prozent bzw. 43 Prozent online gehen, nach Bitkom gaben im Jahr 2014 „39 Prozent der 6- bis 7-Jährigen an [...], zumindest gelegentlich das Internet zu nutzen“ (Bitkom 2014), im Jahr 2017 dagegen schon rund die Hälfte (48 %) (Bitkom 2017).

„Ein sprunghafter Anstieg an Internetnutzern unter den Kindern ist mit dem Erreichen des Lesealters zu verzeichnen: [...] 63% der Achtjährigen sind dann den Onliner-Kindern zuzurechnen. Der Anteil liegt bei den Neun- und Zehnjährigen mit über 80% wiederum noch einmal deutlich höher und steigt bei den Elfjährigen auf 92%. Ab dem zwölften Lebensjahr nutzen praktisch alle Kinder und Jugendlichen das Internet“ (DJI 2015, S.11). Dementsprechend sind „Offliner“ inzwischen

gänzlich von der U25-Landkarte verschwunden; gleichzeitig besitzen nahezu 100 Prozent der Jugendlichen und jungen Erwachsenen Smartphones und sind ganz selbstverständlich täglich online.“ (DIVSI 2018, S.6) So ergibt sich „für die gesamte Altersgruppe der 1- bis 15-Jährigen ein durchschnittliches Einstiegsalter von acht Jahren“ (DJI 2015, S. 11).

Häufigkeit der Internetnutzung

Der Anteil der Internetnutzer steigt demnach grundsätzlich mit dem Alter der Kinder. Die **Nutzungshäufigkeit** bleibt dabei zuerst einmal relativ konstant. So lässt sich „zwischen Klein-, Vorschul- und Grundschulkindern kein großer Unterschied“ verzeichnen (DJI 2015, S. 12). Erst bei älteren Kindern bzw. Jugendlichen (im Sekundarstufenalter) zeigt sich „eine deutlich höhere Nutzungsfrequenz“ (DJI 2015, S. 12). Die entsprechende „Betrachtung der **täglichen Internetnutzung** nach dem Lebensalter der Kinder zeigt, dass

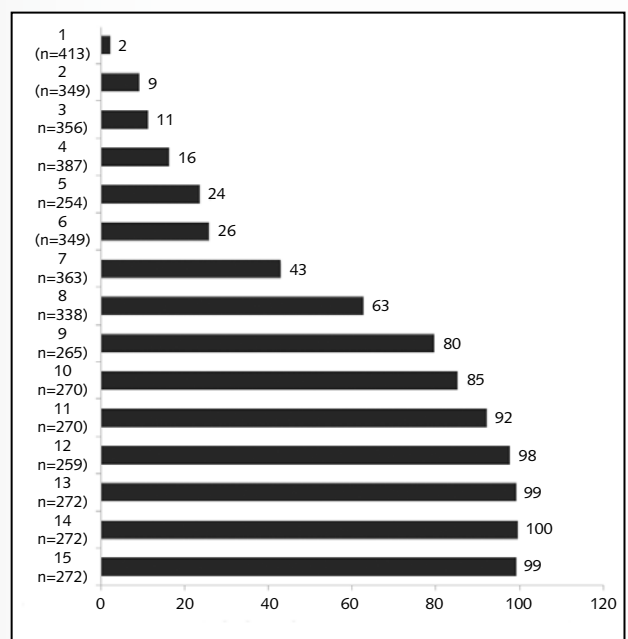


Abbildung 3: Internetnutzung nach Alter, Angaben der Mütter, in Prozent. Basis: alle Mütter der 1- bis 15-Jährigen; Quelle: DJI-Survey AID:A-II 2014

der Internetgebrauch zumeist erst mit Beginn der Pubertätsphase zur Alltagsroutine wird. Steigt der Anteil täglicher Internetnutzer zwischen dem neunten und elften Lebensjahr um etwa 8 Prozentpunkte pro Jahrgang, so sind es zwischen den Altersjahrgängen der 11- bis 13-Jährigen nach Angaben der Mütter jeweils rund 20 Prozentpunkte. Nutzt nur etwa ein Viertel der Elfjährigen das Internet täglich, so sind es unter den 13-Jährigen bereits rund zwei Drittel. Von den 14- und 15-Jährigen gehen schließlich 77% bzw. 84% täglich ins Internet.“ (DJI 2015, S. 13)

„Im Gegensatz zu den Nutzerquoten weichen die Angaben der Mütter und Väter zur Nutzungshäufigkeit z.T. auffällig voneinander ab.“ (DJI 2015, S. 12)

Außerdem zeigt sich, dass Kinder und Jugendliche im Vergleich zu früheren Jahren nicht nur immer öfter, sondern auch immer länger im Internet unterwegs sind. Dies zeigt insbesondere der Vergleich von Bitkom zwischen den Jahren 2014 und 2017: Die Zeit, die Kinder und vor allem Jugendliche im Internet verbringen, stieg von 2014 auf 2107 „sprunghaft an“ (Bitkom 2017, siehe Abbildung 1, S. 10). Waren im Jahr 2014 die 6- bis 7-Jährigen im Schnitt elf Minuten im Internet unterwegs, waren es drei Jahre später schon 39 Minuten täglich. Ähnliches gilt für die Älteren. Bei den 8- bis 9-Jährigen hat sich die verbrachte Zeit im Internet „binnen drei Jahren fast verdreifacht von damals 16 auf heute 43 Minuten“ (Bitkom 2017).

Hinzu kommt, dass der Medien- und Internetkonsum von Kindern und Jugendlichen immer mobiler wird. Das bedeutet, dass sie vermehrt Smartphones und Tablets nutzen, während PC und Laptops eine immer kleinere Rolle spielen. Kein Wunder, dass selbst die Jüngsten vermehrt über ein eigenes Smartphone oder Tablet verfügen, dadurch wird ihr ihr Medien- und Internetkonsum auch immer mobiler (siehe auch Abbildung 2, S. 10):

„Während vor drei Jahren erst 20 Prozent der 6- bis 7-Jährigen ein Smartphone beziehungsweise

Handy nutzten, sind es jetzt 38 Prozent, die Tablet-Nutzung stieg gar von 28 auf 64 Prozent. Über ein eigenes Smartphone verfügen 67 Prozent der 10- bis 11-Jährigen (2014: 50 Prozent), ab 12 Jahren gehört das Gerät dann für so gut wie alle Jugendliche zur Standardausstattung. Insgesamt betrachtet haben 87 Prozent der Kinder ab 10 Jahren ein eigenes Smartphone (2014: 79 Prozent), beim Tablet sind es 33 Prozent (2014: 17 Prozent).“ (Bitkom 2017)

Bei den Achtjährigen haben zwar 60% noch kein Handy (CW+ 2019), das finden aber nicht alle von ihnen gut: „28,4 % der Achtjährigen; 20,3 % der Neunjährigen und immer noch 7,7 % der Zehnjährigen [geben] an, dass sie kein Handy haben, aber auch keines wollen oder brauchen. Eine andere Gruppe von Kindern, die kein Handy hat, ist hingegen der Meinung, ein Handy oder Smartphone zu brauchen.“ (CW+ 2019, S. 21)

Begleitung durch die Eltern

Die Ergebnisse der DJI-Studie zeigen, dass es für Eltern wichtig ist, dass sie ihre Kinder auf dem Weg zur selbstständigen Nutzung der Onlineangebote anleiten und begleiten. Das gilt zumindest für die Eltern von Klein-, Vor- und Grundschulkindern, wobei „die Internetaufenthalte der Klein- und Vorschulkinder deutlich häufiger unter Anleitung oder Aufsicht von Mutter oder Vater statt[finden] als jene der Grundschulkinde“ (DJI 2015, S. 18). Demnach werden „82% [...] von den Müttern und 74% von den Vätern ‚immer‘ und weitere 11% bzw. 16% ‚häufig‘ begleitet“ (DJI 2015, S. 18). Auch die meisten Grundschulkinde gehen beaufsichtigt ins Internet. Dabei „geht der Anteil der Mütter und der Väter, die ihr Kind ständig ins Internet begleiten, auf 50% bzw. 38% zurück zugunsten einer häufigen oder gelegentlichen gemeinsamen Internetnutzung“ (DJI 2015, S. 18).

Dabei regulieren Eltern zudem den Zugang zum Internet, indem sie die Inhalte einschränken, die das Kind nutzen darf (82 % der befragten Mütter), und/oder die Nutzungsdauer festlegen (77 %) und/oder bestimmen, mit welchen Geräten das Kind ins Internet darf (64 %) (DJI 2015, S. 21). Auch hierauf achten Eltern von Klein- und Vorschulkindern etwas häufiger als Eltern von Grundschulkindern:

„100 % der Mütter der jüngeren Kinder beschränken die Inhalte gegenüber 94 % der Mütter der älteren Kinder. Bei den Gerätebeschränkungen sind es 88 % gegenüber 81 %. Mütter von Kindern im Sekundarstufenalter reglementieren die Inhalte (72 %), die Dauer (67 %) und die Gerätenutzung (51 %) deutlich seltener. Ab dem Grundschulalter kommen Regeln zur Dauer, zur Gerätenutzung und vor allem zu festen Nutzungszeiten bei Jungs häufiger zum Einsatz als bei Mädchen. Mit steigendem Alter der Kinder sinkt der Anteil der Eltern, die angeben, bestimmte Regeln einzusetzen, vor allem beim Übergang der Kinder ins Sekundarstufenalter. Nur die Festlegung von Nutzungszeiten nimmt im Sekundarstufenalter leicht zu. Obwohl auch in der hohen Altersgruppe noch ein großer Teil der Eltern Regeln zur Internetnutzung einsetzt, räumen sie doch ihren Kindern zunehmend mehr Handlungsfreiräume ein.

Über alle Nutzungsregeln hinweg sind große Übereinstimmungen zwischen Müttern und Vätern festzustellen. Insgesamt tendieren die Väter dazu, etwas weniger Regeln anzugeben. Die auffälligste Abweichung ist bei der Einschränkung der Inhalte für Sekundarstufenschüler zu verzeichnen: Nur 62 % der Väter, aber 72 % der Mütter geben eine solche Reglementierung an.“ (DJI 2015, S. 21)

Dagegen spielen bei älteren Kindern technische Schutzmaßnahmen eine größer werdende Rolle (ebd. S. 22).

Sinnvoller Umgang mit (allen) Medien – Was bedeutet das und wie können Kinder das lernen?

Fit für digitale Medien

Der Umgang mit digitalen Geräten, wozu auch die Internetnutzung zählt, gehört zumindest für ältere Kinder und Jugendliche heute ganz selbstverständlich zu ihrem Alltag; das zeigen auch die Ergebnisse der oben vorgestellten Studien und Befragungen. Sie können sich ein Leben ohne Smartphone und vor allem ohne dessen vielfältige Angebote nicht mehr vorstellen. Dementsprechend gut beherrschen sie diese auch – zumindest deren technischen Aspekte. Erwachsene sind oft davon beeindruckt, wie sicher Jugendliche und sogar schon kleinere Kinder digitale Geräte beherrschen. Zu einem sinnvollen Umgang mit digitalen Medien zählt aber mehr als das technische Know-how. Denn wer „fit“ für die Digitalisierung ist, der kann nicht nur mit den technischen Seiten (inklusive aller Sicherheitseinstellungen) umgehen, sondern weiß auch, was sonst noch wichtig ist: Er kennt die damit zusammenhängenden sozialen, ethischen und juristischen Aspekte. Dazu zählt zum Beispiel, seine eigenen Daten zu schützen, nicht unwissentlich etwas Illegales zu tun, aber auch andere nicht zu beleidigen.

Ältere Kinder, Jugendliche wie Erwachsene kennen durchaus die Risiken und Gefahren der Digitalisierung. So gaben laut Bitkom (2017) 62 Prozent der befragten Kinder und Jugendlichen an, „dass sie darauf achten, welche persönlichen Informationen sie über sich selbst ins Netz stellen.“ Über die Hälfte der Befragten (54 %) sagte außerdem, sie achte darauf, „welche Informationen, zum Beispiel Fotos oder Kommentare, über sie im Internet sichtbar sind“ (Bitkom 2017). Das bedeutet aber auch, dass eine andere – wenn auch kleinere – Gruppe der Kinder und Jugendlichen nach wie vor nachlässig ist oder nicht ausreichend über mögliche Gefahren und Risiken Bescheid weiß (siehe auch Kasten „Risiken“ S. 17).

Fit für die digitale Gesellschaft

Wer fit für die digitale Gesellschaft ist, der kann online ebenso selbstverständlich, souverän und sicher teilhaben wie in analogen Situationen. Das bedeutet im Analogen: Kinder lernen mit der Zeit, wie sie sich in unterschiedlichen sozialen Situationen angemessen verhalten. Dazu gehört auch, dass dies im Sportverein ganz anders ist als in der Schule, in der Freizeit anders als im Praktikum, bei Bankgeschäften oder beim Einkaufen. Vergleichbares müssen sie auch online lernen: Welches Verhalten, welches Auftreten, welche Angewohnheiten sind beim Chatten, beim Whatsappen, in Foren und anderen Kommunikationsangeboten angemessen? Worauf muss ich aufpassen, wenn ich surfe? – Darf ich dies, sollte ich jenes machen? Wie zuverlässig sind diese Personen, diese Quellen im Internet?

Den richtigen Umgang mit Medien lernen

Wie im „echten“ Leben können Kinder dies nur durch Üben und Beobachten verstehen. Und so wie Eltern ihre kleinen Kinder zum Kindergarten bringen und anfangs in die Schule begleiten, bis diese fit für den Schulweg sind, so müssen sie auch ihre Kinder auf dem Weg in die digitalen Welten begleiten. Schritt für Schritt können Kinder so lernen, sich selbstständig zu bewegen, weil sie wissen, worauf es ankommt, weil sie gelernt haben, wie sie sich verhalten können.

Denn (jüngere) Kinder können die hier beschriebenen Risiken und Gefahren noch gar nicht kennen – deshalb sind sie auf Erklärungen und Hinweise angewiesen. Eltern lassen ihre Kinder schließlich nicht einfach auf die Straße rennen. Sie lassen sie auch nicht ohne Schwimmflügel im tiefen Wasser schwimmen lernen, sondern zeigen ihnen die Gefahren des Straßenverkehrs, zeigen ihnen die richtigen Schwimmbe-

wegungen und erklären die wichtigen Verhaltensweisen. Ebenso sollten Eltern ihre Kinder auch nicht unbeaufsichtigt ins Netz oder einfach „drauflos“ spielen lassen, sondern mit ihnen auch hier die ersten Schritte gemeinsam üben, Gefahrenstellen anschauen und wichtige Verhaltensregeln einüben. All dies müssen Kinder – und auch noch Jugendliche – lernen. Aus diesen Gründen ist **Medienerziehung** heute ein wesentlicher Teil jeder Erziehung und Bildung – zu Hause wie in der Schule. Nur so können Kinder und Jugendliche die notwendige und unverzichtbare **Medienkompetenz** erlangen.

Konkret bedeutet das: Die ersten Schritte in das Abenteuer der Digitalisierung gehen Eltern gemeinsam mit ihren Kindern. Sie nutzen Tablet, Computer oder Smartphone ausschließlich gemeinsam. Dabei legen die Eltern die Regeln fest und erklären diese ihren Kindern, zum Beispiel:

„Es ist nicht gesund oder gut, zu lange mit dem Tablet zu spielen. Deshalb spielen wir jetzt fünf Minuten, dann gehen wir raus und bewegen uns.“

„Schau mal, wir schauen jetzt einen Film zusammen an, dann können wir danach mit diesen Figuren spielen.“

Wenn die Kinder größer werden, können Zeitfenster vereinbart werden, in denen die Kinder ihre Apps selbstständig benutzen können:

„Du kannst jetzt das machen, bis ich das Bad geputzt habe.“

„Vor dem Abendessen kannst du noch dieses Video anschauen, das dauert fünf Minuten, aber dann essen wir zusammen.“

Diese Beispiele veranschaulichen, dass Eltern hier eine entscheidende Vorbildfunktion haben: Ihre Kinder können nur nachvollziehen, dass man das Smartphone oder Tablet nicht immer in der oder zur Hand haben muss, wenn ihre Eltern ihr Gerät auch regelmäßig und häufig beiseitelassen.

Deshalb bedeutet „digitale Bildung und Erziehung“ auch nicht (nur) eine Technologisierung der Bildung und Erziehung, sondern vielmehr einen sinnvollen und angemessenen Umgang damit:

„Statt alles Digitale zu verdammen, müssen sich Eltern und Erzieher selbst in die Pflicht nehmen. Wir sind es, die den Kindern einen Umgang mit digitalen Medien vorleben sollten, der konstruktiv, maßvoll und reflektiert ist. Wir sind es, die vor dem Kind das Handy auch mal weglegen und nicht verstoßen darauf schießen sollten. Und wir sind es auch, denen das am allerschwersten fällt, auch weil uns die digitale Bildung größtenteils verwehrt wurde.“ (SZ1)

Herausforderungen für die Eltern: Medienwandel

Die heutigen Eltern von Kindern und Jugendlichen sind in der Regel noch nicht in der Intensität mit digitalen Medien aufgewachsen wie ihre Kinder dies tun. Dementsprechend stehen sie vor der großen Herausforderung, ihren Kindern etwas zu vermitteln, das sie selbst gar nicht lernen konnten.

„Aufgrund des beschleunigten Wandels der Medienlandschaft setzt Medienerziehung heutzutage nicht nur die Fähigkeit der Eltern voraus, ihre Kinder bei der Entwicklung von deren Medienkompetenzen praktisch unterstützen zu können, sondern auch ihre Bereitschaft, die eigenen Medienerziehungskompetenzen weiterzuentwickeln. Dies gilt insbesondere für den Bereich des Internets und hier vor allem für die neuen mobilen Medien.“ (DJI 2015, S. 7)

Die Ergebnisse der DJI-Studie verdeutlichen, dass viele Eltern durch die neuesten Entwicklungen vor großen „medi-

enpädagogischen Herausforderungen“ stehen: Die Mediennutzung verändert sich massiv. Die Angebote werden immer mehr und immer vielfältiger. Ging es vor 30 Jahren beispielsweise oft vor allem darum, den Fernsehkonsum von Kindern zu regulieren, war die Mediennutzung vor 15 Jahren noch stationär und meist auf das eigene Zuhause beschränkt. Deshalb ging es unter anderem in der Medienpädagogik darum, Jugendliche vor zu langem Computerspielen zu schützen, wobei dies von Eltern durch einen Blick ins Zimmer schnell überprüft werden konnte.

Heute sind wir nahezu ständig medial mobil. Dank leistungsstarker Kleingeräte (Tablets, Smartphones) und mobilem Internetzugang nutzen auch Kinder Medien nicht nur häufiger, sondern auch mobiler als früher. Dadurch können Eltern aber auch schlechter erkennen, wann ihre Kinder mit dem Smartphone wo online sind. Hinzu kommt eine unüberschaubare Fülle von neuartigen Medieninhalten (Apps), die den Markt derart überschwemmen, dass die Auswahl altersgerechter und qualitativ hochwertiger Angebote immer schwieriger wird.

Eltern von kleinen Kindern sollten wissen, welche digitalen Angebote ihre Kinder wann und vor allem wie lange nutzen. Nur so können sie sicher sein, dass diese Angebote „kindgerecht“ sind. Idealerweise probieren sie alles gemeinsam aus und regeln den Zugang dazu.

In Sachen **Medienkompetenz** stehen Eltern also vor großen Herausforderungen – die sie allerdings weder allein bewältigen können noch müssen. Politische Institutionen wie pädagogische Einrichtungen sind dafür verantwortlich, dass Eltern geeignete Informationen zur Verfügung stehen und sie bei der Wahrnehmung ihrer Erziehungsaufgaben unterstützen und zugleich entlasten.

Denn Medienkompetenz müssen nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene lernen – aufgrund der Weiterentwicklungen und Neuschöpfungen ein Leben lang.

Wann sollten Kinder welche Medien nutzen?

In regelmäßigen Abständen entbrennen leidenschaftliche Diskussionen darüber, ab wann Kinder welche medialen Angebote nutzen sollen. Aktuell wird zum Beispiel debattiert, ab welchem Alter ein Kind überhaupt mit Smartphones oder Tablets in Kontakt kommen soll und in welchem Alter ein eigenes Gerät sinnvoll sein kann.

Warum Verbote wenig sinnvoll sind

Wer sich intensiv mit den vielfältigen Risiken und Gefahren der Digitalisierung (siehe Kasten S. 17) auseinandersetzt, kann dem gut verständlichen Impuls nachgeben, kleinen Kindern, aber auch noch älteren Kindern und Jugendlichen, den Internetzugang und die digitale Kommunikation vollständig zu verbieten. Bei näherer Betrachtung erscheint dies allerdings wenig hilfreich – und zwar aus mehreren Gründen:

- 1) Grundsätzlich gilt: Damit Kinder einen angemessenen Umgang lernen können, brauchen sie auch die Gelegenheit, dies zu tun. Sie müssen sich im geschützten Raum ausprobieren können; sie müssen verschiedene Anwendungen kennenlernen, sonst werden sie diese nie „beherrschen“ oder angemessen beurteilen können.

Wenn sie erst als Erwachsene mit digitalen Medien konfrontiert werden, konnten sie entscheidende Lernschritte nicht machen – sondern werden ins kalte Wasser geworfen. Und spätestens mit der Volljährigkeit werden sie sich wohl ein Smartphone zulegen und dieses dann exzessiv nutzen.

- 2) Darüber hinaus lassen sich ältere Kinder, Jugendliche und selbst noch junge Erwachsene verhältnismäßig leicht von ihrer Peergroup beeinflussen. Sie wollen das machen, was ihre Freundinnen und Freunde tun, unabhängig davon, was ihre Eltern ihnen vorschlagen oder verbieten. Deshalb installieren und nutzen sie dieselben Anwendungen, tauschen

sich virtuell aus und teilen ihre Inhalte. Jugendliche ohne eigenes Smartphone besorgen sich vielleicht heimlich eines.

Wenn diese Anregungen von Freunden kommen, werden sie seltener kritisch hinterfragt. So kann es leichter passieren, dass Jugendliche unreflektiert Angebote nutzen. Da junge Menschen nicht immer zwischen „echten“ und „vermeintlichen“ Freunden unterscheiden können, besteht hierbei die Gefahr, dass sie ausgenutzt, manipuliert oder gar missbraucht werden, ohne dass erwachsene Begleiter dies mitbekommen.

Parallel zu dieser Entwicklung nimmt natürlich der Einfluss (und damit die Kontrolle) ihrer Eltern ab. Eltern bekommen nicht mehr automatisch mit, wo ihre Kinder wie mobil aktiv sind.

- 3) Deshalb erscheint es unrealistisch, ältere Kinder und Jugendliche von digitalen Angeboten fernzuhalten. Schließlich durchdringt die digitale Technik unser Leben derart, dass die meisten (Erwachsenen) nicht mehr ohne leben können. Digitale Medien sind inzwischen vielmehr ein selbstverständlicher Teil unseres Lebens und dabei „zu sehr Teil unseres Alltags, als dass wir sie unseren Kindern vorenthalten könnten“ (SZ1).

Medienbildung und Medienerziehung müssen selbstverständlicher Teil unserer Bildung und Erziehung sein, nur so kann (digitale) Teilhabe gelingen – und zwar von Anfang an, damit Kinder Schritt für Schritt an Medien herangeführt werden können.



Nicht nur Kinder und Jugendliche mit Lernbehinderungen sind deshalb weiterhin auf Unterstützung und Tipps angewiesen; damit sie beispielsweise nicht versehentlich kostenintensive Abonnements aktivieren; damit sie keine sensiblen Daten oder intime Fotos weitergeben, die anschließend in falsche Hände gelangen; damit sie keine illegalen Downloads tätigen und vieles andere mehr.

Warum Kinder dennoch Ge- und Verbote brauchen

Allerdings bedeutet dies nicht, dass schon die kleinsten Kinder mit allen Angeboten und Möglichkeiten konfrontiert werden müssen: „Schließlich setzt man auch keine Grundschüler ans Steuer und lässt sie den Führerschein machen, damit sie später mal fürs Leben gerüstet sind.“ (SZ1). Oder, um beim obigen Beispiel „Schwimmenlernen“ zu bleiben: Eltern werfen ihre Kleinkinder auch nicht gleich vom 10-Meter-Turm, um deren natürliche Schwimmreflexe auszulösen. Vielmehr begleiten sie ihre Kinder Schritt für Schritt vom Planschbecken bis in tiefere Gewässer, lehren sie die richtigen Bewegungen und Verhaltensweisen. Dementsprechend gilt: Es ist –

„wie bei so vielem – ein maßvoller Umgang entscheidend. Zuerst müssen Kinder die analoge Welt spüren, schmecken und erfahren, bevor sie allein in die digitale Welt entlassen werden. Und sie müssen den richtigen Umgang erlernen. Wenn digitale Aufklärung aber erst im Teenageralter beginnt, ist es wie bei der sexuellen Aufklärung: bereits viel zu spät. Kinder wachsen ja nicht in einem von der restlichen Welt abgeschnittenen Raum auf, in dem ihnen ihre Eltern ein analoges Theaterstück vorspielen. Ob man es nun wahrhaben möchte oder nicht: Digitale Medien sind Teil unserer Welt und werden über kurz oder lang die dominierende Form der Inhaltsvermittlung sein.“ (SZ1)

Bild links: Nicht alle Medien eignen sich für jedes Alter gleichermaßen – allerdings sind auch nicht alle Medien gleich „gefährlich“.

Entscheidend ist vor allem, dass Eltern ihre Kinder dabei nicht alleinlassen: „Wenn wir unseren Kindern beibringen wollen, Digitalisierung konstruktiv zu nutzen, sie vielleicht auch wohlbe-gründet abzulehnen, müssen wir sie ihnen trotzdem zunächst vermitteln und erklären.“ (SZ1). Hier gilt wie bei so vielem: Dies kann nicht durch theoretische Erklärungen gelingen, sondern durch die (gemeinsame) praktische Anwendung – eben durch Teilhabe.

Aktueller Entwicklungsstand ist entscheidend

Wann und wie genau Kinder die Welt der digitalen Angebote kennenlernen sollten, darüber herrscht auch unter Experten keine einheitliche Meinung. Eines von vielen Beispielen dafür sind die obigen Zitate aus der Süddeutschen Zeitung (SZ1), die im Juni 2019 unter dem Titel „Verdammen oder verdummen“ erschienen. Hier stellten zwei Experten in ihren Pro- bzw. Contra-Beiträgen vor, ob und wie Kleinkinder Smartphones oder Tablets nutzen sollen. Durch diese widersprüchlichen Aussagen können Eltern zwar einerseits noch stärker verunsichert werden, andererseits helfen scheinbar eindeutige Altersvorgaben auch nur bedingt weiter, schließlich müssen Eltern vor allem auch den aktuellen Entwicklungsstand ihres Kindes beachten, sie müssen seine individuellen Bedürfnisse und Interessen kennen.

Entscheiden müssen deshalb letztendlich die Eltern selbst: Wie schätzen sie ihr Kind ein? Was finden sie wichtig? Dabei ist es selbstverständlich hilfreich, wenn Eltern sich mit anderen austauschen: Was dürfen die Freunde ihrer Kinder? Welche Argumente haben deren Eltern? Wie handhaben andere Eltern den Zugang zu Smartphone, Internet & Co? Wie schätzen die pädagogischen Fachkräfte das eigene Kind ein? Was empfehlen sie?

Und wenn Eltern unsicher sind, ist es sicher besser, wenn sie zurückhaltend in der Nutzung der digitalen Angebote sind. Vor allem dürfen sie ihre (kleinen) Kinder nicht damit allein lassen oder ihnen gar selbst die Entscheidung(en) überlassen.

Risiken und Gefahren im digitalen Alltag

Keine Frage: Digitale Angebote und Anwendungen erleichtern und vereinfachen unser Leben. Daraus können sich bekanntermaßen aber auch Risiken und Gefahren ergeben. Da wir unser Leben immer mehr ins Digitale „verlagern“, nehmen wir oft auch unsere Probleme, Verletzlichkeiten und Angriffspunkte mit. So werden „analoge“ Gefahren „digitalisiert“. Mobbing, Diskriminierung, Beleidigungen, Suchtverhalten, aber auch Missbrauch und (Daten-)Diebstahl finden verstärkt online über die sogenannten sozialen Netzwerke statt, die zunehmend „asozialer“ werden. Oft sind diese kriminellen Aktivitäten schlimmer als im Analogen, weil sie beispielsweise nicht so schnell vergessen werden oder massiver in unser Leben eingreifen. So findet Mobbing nicht mehr nur auf dem Schulweg oder dem Pausenhof statt, sondern bahnt sich seinen Weg bis ins Kinderzimmer. Die betroffenen Jungen und Mädchen finden keinen Rückzugsort mehr, solange sie ihr Smartphone nicht ausschalten oder wegwerfen.

Kinder und Jugendliche, aber natürlich auch noch Erwachsene, die viel Zeit mit technischen Geräten verbringen, haben darüber hinaus automatisch weniger Zeit für andere Dinge: Sie bewegen sich dadurch weniger, haben vielleicht auch weniger „echte“ soziale Kontakte und unmittelbare Erlebnisse mit ihren weiteren Sinnen. Wer zu viel Zeit in der virtuellen Welt verbringt, verpasst mehr und mehr die Wirklichkeit und „driftet“ in Parallelwelten „ab“.

So können auch neue Gefahren entstehen, weil herkömmliche Schutzmechanismen im Digitalen nicht greifen (können). Beispielsweise nehmen typische „Jugendsünden“ durch die Digitalisierung eine „neue, gewaltige Dimension“ an:

„Wenn ich mit 14 die Erfahrung gemacht habe, dass es eine ganz dumme Idee war, dieses oder jenes zu tun, dann war es mit 16 verges-

sen. Heute bleibt ein Fehler digital immer zugänglich, selbst wenn ich 44 bin.“ (SZ2)

Da wir jederzeit und überall online sein können, ist auch unerwünschter Kontakt immer möglich: „Das Digitale hat alles potenziert.“ (SZ2) Darüber hinaus besteht eine besondere Gefahr durch einfache Anonymisierungsmöglichkeiten im Netz. Es ist nicht mehr klar, wer hinter feigen Angriffen, Beleidigungen oder Hassreden steht.

Diese kurze Übersicht zeigt, wie vielfältig die Risiken und Gefahren unseres digitalen Lebens sein können, auch die folgenden Ausführungen können deshalb nur beispielhaft sein. Hilfreiche Informationen finden Eltern – natürlich – auch im Netz (z.B. unter www.klicksafe.de oder www.schau-hin.info; siehe auch S. 31).

Jugendliche und Erwachsene: Freundschaften im Netz

Für Jugendliche und junge Erwachsene sind Kontakte über „soziale“ Netzwerke ein wesentliches Element ihrer „Peergroup“. Die meisten nutzen diese Art der Kommunikation, um leichter miteinander in Kontakt zu bleiben, sich auszutauschen und zu verabreden. Für andere können virtuelle Freundschaften aber auch „echte“ Freunde ersetzen. Dafür gibt es vielfältige Gründe. Für introvertierte oder zurückhaltende Menschen ist es leichter, online zu kommunizieren, andere fühlen sich vielleicht von ihrer Umgebung ausgeschlossen oder finden keine Freunde, mit denen sie dieselben Interessen teilen.

Gerade für Jugendliche mit Lernbehinderungen ist es schön, wenn sie Kontakt zu anderen gleich starken Jugendlichen haben können, die eben nicht immer in direkter Nachbarschaft wohnen. Hier können virtuelle Kontakte hilfreich für die Identitätsfindung sein und sogar das Selbstbewusstsein nachhaltig stärken. Allerdings können diese Freundschaften echte Begegnungen

nie vollständig ersetzen. Schließlich stellen wir uns virtuell oft nur von unserer Schokoladenseite dar, es gibt wenig Raum dafür, über Probleme und Sorgen zu sprechen und wenn, dann bleibt dies oft eher oberflächlich. So merken wir vielleicht gar nicht, dass unsere „Freunde“ gerade Sorgen haben. Das liegt auch daran, dass wir im virtuellen Austausch die Stimmung unseres Gegenübers weniger genau spüren und deshalb nicht entsprechend darauf reagieren können. Wer seine Freunde ausschließlich digital kontaktiert, erkennt so auch schwerer, ob sie wirklich diejenigen sind, die sie vorgeben zu sein. Im schlimmsten Fall können digitale Freunde „falsche Freunde“ sein, die unsichere Jugendliche ausnutzen oder gar manipulieren und missbrauchen – sei es durch Mobbing oder Sexting.

Aus all diesen und weiteren Gründen sind auch die LERNEN FÖRDERN Seminare für junge Leute von so großer Bedeutung für unsere Jugendlichen.

Jugendliche und (junge) Erwachsene: Datenschutz?

Die meisten Jugendlichen und jungen Erwachsenen kennen auch die Risiken, denen sie ihre Daten aussetzen können. So zeigt beispielsweise ein Vergleich der Umfragen von 2014 und 2018 des DIVSI, dass „hier große Zweifel herrschen: Die Mehrheit der Internetnutzer zwischen 14 und 24 Jahren glaubt nicht an Datensicherheit im Internet. 63 Prozent der Befragten gehen aktuell davon aus, dass ihre Daten unsicher sind. 2014 waren es 56 Prozent. Im Zeitvergleich sinkt der Anteil derer, die noch an Datensicherheit glauben, von 40 auf 30 Prozent.“ (DIVSI, S. 84)

Wichtig ist den Befragten vor allem der Schutz ihrer „sozialen Reputation“, sie wollen keine Fotos oder Informationen online sehen, die intim oder ihnen peinlich sind. Personenbezogene Daten halten sie dagegen

interessanterweise für weniger schützenswert, was laut Autoren des DIVSI mehrere Gründe haben kann: So „sind die tatsächlichen Konsequenzen des Datensammelns häufig in ihrer Tragweite nicht bekannt“, sie werden „als notwendiger Kompromiss akzeptiert“ oder aufgrund ihrer Komplexität lieber „als Problem ignoriert“ (DIVSI, S. 86).

„Bei der Einordnung und Erklärung des Verhältnisses von Risikowahrnehmung und Betroffenheit fällt auf, dass persönliche Verletzungen und direkt spürbare negative Konsequenzen als erhebliche Gefahren bei der Internetnutzung gesehen werden. Über die Hälfte der Jugendlichen und jungen Erwachsenen verzichtet weitgehend auf Postings oder geht zumindest vorsichtig damit um, weil sie so wenig Daten wie möglich teilen möchten. Sie fürchten die Veröffentlichung intimer Details, die einen Reputationsverlust bedingen könnten.“ (DIVSI, S. 81)

„Mittlerweile ist es 20 Prozent der 14- bis 24-Jährigen egal, was mit ihren Daten im Internet geschieht. Im Jahr 2014 stimmten dieser Aussage nur 8 Prozent zu. Jungen und jungen Männern ist das mit 24 Prozent signifikant häufiger egal als Mädchen und jungen Frauen, die hier nur zu 15 Prozent zustimmen. [...] Dieser deutlich gestiegene Wert kann ein Hinweis auf Überforderung, aber auch Verdrängung sein, weil das Thema inzwischen als zu komplex wahrgenommen wird.“ (DIVSI, S. 86)

Kinder: ständiger Konsum

Diesen beschriebenen Risiken können selbstverständlich auch schon jüngere Kinder ausgesetzt sein. Sie nutzen allerdings soziale Netzwerke deutlich seltener: Bei den 6- bis 7-Jährigen sind dies gerade mal ein Prozent, bei den 16- bis 18-Jährigen dagegen 71 Prozent (Bitkom, Abbildung 4, rechts). Jüngere schauen nach dieser Bitkom-Studie dagegen lieber Filme und Vi-

deos online. Aber sie recherchieren auch schon im Internet zu Themen, die sie interessieren. Dabei können sie in Kontakt mit Inhalten kommen, die (noch) nicht für sie geeignet sind – vor allem, wenn die Jugendschutzeinstellungen nicht ausreichend sind. Durch ein paar falsche Klicks, Werbung oder nicht eindeutige Suchbegriffe können schon die Jüngsten Inhalten ausgesetzt sein, die selbst für Erwachsene verstörend sind.

So beschreibt die Psychologin Julia von Weiler in einem Interview mit der Süddeutschen Zeitung, wie Kinder in den digitalen Medien sehr schnell ihre Unbekümmertheit verlieren können:

„Kinder sind dort viel früher verstörenden Inhalten ausgesetzt, als das noch vor zehn Jahren der Fall war. Und für diese Kinder sind diese Inhalte oft nicht eingebettet, nicht erklärt, nicht eingeordnet. Ein Beispiel aus meinen Workshops: Schon Drittklässler erzählen mir von Pornos. Dabei finden sie kaum Worte, weil sie es so schrecklich fanden. Diese Kinder haben ein Stück weit ihre Unschuld verloren. Wir als Gesellschaft lassen sie damit zu sehr allein.“ (SZ2)

Selbst wenn Kinder ausschließlich kindgerechte Inhalte konsumieren, können digitale Angebote negative Auswirkungen haben. So sorgt deren ständige Verfügbarkeit und einfache Bedienbarkeit für eine „permanente Lustbefriedigung“. Kinder müssen nicht mehr warten, bis eine neue Folge erscheint oder die Serie in der nächsten Woche fortgesetzt wird. Dadurch können sie sich nicht mehr auf etwas freuen, das vielleicht erst in zwei Stunden oder zwei Tagen verfügbar ist. Zugleich kann die immense Auswahl der bunten Angebote zu einer Reizüberflutung beitragen.

Kleinkinder: Reizüberflutung

Was für Kinder gilt, gilt für Kleinkinder in besonderem Maße: Durch die zweidimensionale Reizüberflutung können sie massiv in ihren Erfahrungen einge-

schränkt werden – und dadurch auch in ihrer Entwicklung. Für ihre gesunde Entwicklung sind Kleinkinder darauf angewiesen, sich auf vielfältige Weise auszuprobieren – und dies bedeutet wesentlich mehr, als auf einer glänzenden Oberfläche herumzuwischen. Durch Bewegung lernen sie beispielsweise ihren Körper und ihre körperlichen Grenzen (besser) kennen und schulen dabei ihre motorischen Fertigkeiten. Sie lernen zu greifen, zu krabbeln, zu laufen, später lernen sie zu rennen, Fahrrad zu fahren, zu basteln, Ball zu spielen, zu malen und schließlich zu schreiben... Bewegungsmuster, die jedes Kind regelmäßig wiederholen muss, bis es diese richtig beherrscht.

Außerdem lernen Kleinkinder ihre Umwelt nicht nur durch Beobachtung oder Zuhören kennen, sondern indem sie diese er-tasten und er-schmecken. Auch dadurch erfahren sie viel über all die Dinge um sie herum: Was schmeckt gut? Was ist hart? Was gibt nach? Was bedeutet heiß? ...

Schließlich sind Kleinkinder für eine gute Entwicklung auch auf körperliche Nähe zu ihren Bezugspersonen angewiesen. Der Körperkontakt beim Kuscheln und In-den-Arm-Nehmen stärkt ihr Immunsystem ebenso wie ihre psychische Gesundheit.

Mehr dazu in unseren Informationsbroschüren „Aktivität und Teilhabe“; Band 4, 5 und 8

Kinder- und Jugendpsychiater wie Psychologen warnen deshalb vor einer frühen digitalen Erziehung, so unter anderem auch Michael Winterhoff in der Süddeutschen Zeitung:

„Je früher Kinder mit Smartphones, Tablets und Computern konfrontiert werden, desto narzisstischer und egomanischer werden sie“, da sie „in ihrem Kleinkind-Weltbild bestätigt [werden]: Ich wische, also passiert etwas. Von dieser Vorstellung, jederzeit alles nach Belieben bedienen und alles steuern zu können, kommen viele dann auch später nicht mehr los. Dies gilt ganz besonders für nicht altersgemäß entwickelte Kinder und Jugendliche.“ (SZ1)

Wie können Kinder vor gefährlichen Inhalten geschützt werden?

Pornografische Inhalte, Missbrauch, Mobbing, Gewaltverherrlichung, Verachtung und ähnliche abstoßende Angebote sind heutzutage leider keine theoretischen, abstrakten Gefahren mehr. Sie werden leider nicht mehr nur den Kindern von anderen gefährlich, sondern stellen Risiken dar, denen alle Kinder und Jugendlichen online ausgesetzt sein können.

Dabei existieren heutzutage Gefahren, die Eltern selbst gar nicht kennen (können), weil sie in dieser Art in ihrer eigenen Kindheit noch gar nicht existierten. Das führt dazu, dass Erwachsene diese Gefahren selbst schlecht oder gar nicht einschätzen können. So wissen sie häufig auch nicht, worauf sie achten müssen oder welche Fragen sie ihrem Kind stellen sollten, damit es von Situationen erzählen kann, bei denen es sich unwohl fühlt.

Wie oben dargestellt, sind die eigenen Medienkompetenzen der Eltern auch deswegen grundlegend. Eltern müssen sich „weiterbilden“, neue Anwendungen ausprobieren und dabei aber kritisch bleiben. Nur so können sie ihre Kinder begleiten und dabei durchaus auch gemeinsam Neues ausprobieren und neue Inhalte, neue Angebote entdecken.

Der Vorteil ist: Sie können ihre Kinder schrittweise und zugleich altersgerecht an die (nicht mehr ganz so) neue Medienwelt heranführen:

Schritt für Schritt heranführen

Durch gemeinsame Anwendungen mit ihren Eltern können Kinder neben der Bedienung der Geräte altersentsprechend auch wichtige weitere Fertigkeiten lernen:

- Kleinere Kinder lernen durch gemeinsame **Zeitbegrenzung** zum Beispiel, dass man das Smartphone bewusst benutzen sollte, um nicht stundenlang „vor sich hin“ zu daddeln.
- Mit der Zeit sollten sie dann zum Beispiel in die **Auswahl** der (gemeinsam benutzten) Anwendungen miteinbezogen werden.
- Auf diese Weise können sie erfahren, wie man entscheiden kann, welche **Kriterien** wichtig sind – sei es aus Gründen des Jugendschutzes, des Datenschutzes, des Schutzes vor Viren oder Spyware, sei es für die Entscheidung, welche Informationsquellen zuverlässig und vertrauenswürdig sind, welche Quellen legal – oder eben illegal sind.

- Vor allem Jugendliche, die selbstständig online sind, müssen sich frühzeitig mit diesen Aspekten auseinandersetzen. Sie müssen lernen, dass nicht alle Anwendungen und Internetseiten gleich **zuverlässig** sind.

Aufmerksam und offen bleiben...

Schließlich ist entscheidend, dass Eltern ein offenes Ohr für die Nöte ihrer Kinder haben. Sie müssen sich dementsprechend Zeit nehmen und aufmerksam bleiben. Denn Kinder erzählen selten von sich aus, wenn sie etwas bedrückt. Dies erkennen Erwachsene oft nur daran, dass ein Kind sich plötzlich anders verhält. Aufmerksamen Begleitern fällt dann auf, dass sich ein Kind zurückzieht und immer stiller wird oder im Gegenteil immer lauter und aggressiver.

...auch wenn es unangenehm ist

Diese Offenheit ist auch dann wichtig, wenn es um Inhalte geht, die Erwachsenen selbst unangenehm, peinlich oder schamhaft sind, zum Beispiel weil es um sexuelle Erlebnisse geht. Sexualisierte Inhalte werden in unserer Gesellschaft nach wie vor tabuisiert, obwohl diese in unserer Gesellschaft überall anzutreffen sind. Kein Wunder, dass es nicht nur Erwachsenen, sondern erst recht vielen Kindern wie Jugendlichen schwerfällt, über entsprechende negative Erlebnisse oder Ereignisse zu sprechen. Dadurch finden aber gerade Jugendliche „ausgerechnet für so wichtige Fragen“ oft keine Ansprechpartner: „Den Mädchen und Jungen fehlen geschützte Räume, in denen sie über Tabus und ihre Erlebnisse sprechen können. Über Tabus, die man doof findet. Über Tabus, an denen man lieber festhalten möchte. Über Tabus, die man vielleicht schon verletzt hat. Kinder und Jugendliche wachsen heute in einer Zeit auf, in der es scheinbar keine Tabus mehr geben darf. Wie sollen sie dann eigentlich ihre Grenzen wahren?“

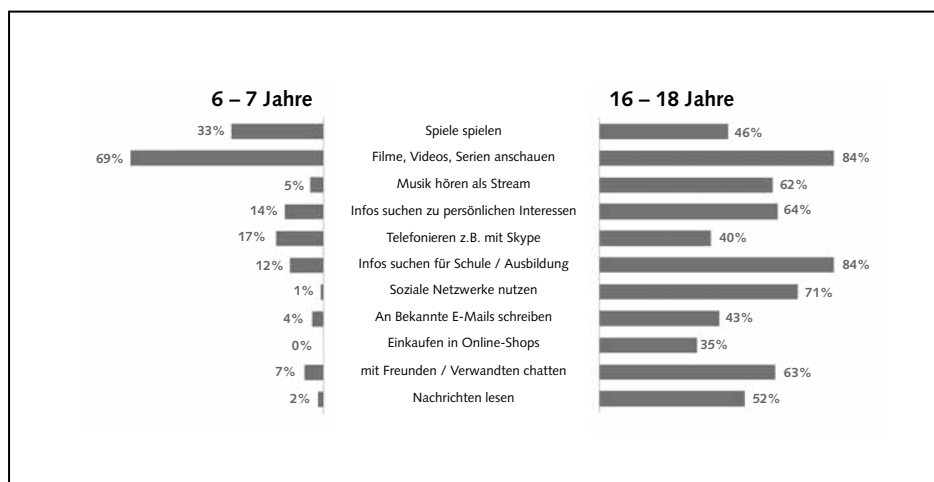


Abbildung 4: „Alle schauen Clips, Jüngere spielen, Ältere recherchieren“:
Antworten von Kindern und Jugendlichen zwischen 6 und 18 Jahren auf die Frage:
„Was machst Du zumindest ab und zu im Internet?“ Basis: 6- bis 18-jährige Internetnutzer,
N=815; Mehrfachnennungen möglich, Quelle: Bitkom Research.

Darf ich Nein sagen oder: Das ist mir eklig? Wenn ich mich gezwungen fühle, allem offen begegnen zu müssen, wird es schwer, mich zu schützen. Das verändert Kindheit. Diese wichtige Unterhaltung führen wir als Gesellschaft aber nicht wirklich offen und kritisch.“ (SZ2)

Dieses Beispiel der Psychologin Julia von Weiler zeigt, was vor allem anderen wichtig ist: Eltern müssen zuhören und dabei vor allem offen bleiben: „Wichtig

ist, dass wir nicht von vorneherein verurteilen oder alles doof finden.“ (SZ2)

Entscheidend ist aber vor allem anderen, dass Kinder wissen, dass sie mit ihren Eltern reden können, wenn etwas „komisch“, unangenehm oder beängstigend ist. Ein Kind muss wissen, dass es seinen Eltern „alles“ erzählen kann, auch wenn es einen (vermeintlichen) Fehler gemacht hat und dadurch große Probleme bekommen kann oder bereits bekommen hat.



Abschließende Überlegungen

Die bisherigen Überlegungen verdeutlichen: Nicht nur unsere Gesellschaft wird immer digitaler, sondern damit auch schon die früheste Kindheit. Durch diese Veränderungen sind auch Erwachsene nie „allwissend“ und müssen gemeinsam mit ihren Kindern weiterlernen. Das bedeutet auch: Wir können mit und von Kindern und Jugendlichen lernen. Denn auch wenn Kinder und Jugendliche nicht alleingelassen werden dürfen und nie schon alles wissen (können), so sind sie doch nicht „unwissend“. Vor allem aber sind Kinder und Jugendliche meistens offener für Veränderungen und Neuerungen als Erwachsene. Sie probieren Neues schneller aus, sie sind weniger ängstlich und viel neugieriger. Außerdem ist es für sie selbstverständlich, dass sich die digitale Welt rapide ändern kann. Sie wissen zum Beispiel, wie schnell bestehende Angebote und Plattformen durch Innovationen und Fortschritte verdrängt werden können.

Dennoch – oder gerade deswegen – dürfen Eltern ihre Kinder nicht alleinlas-

sen, sondern diese digitalen Neuheiten gemeinsam entdecken und reflektieren. Das wünschen sich übrigens auch die meisten Kinder und Jugendlichen. Denn vielen älteren Kindern und Jugendlichen ist durchaus bewusst, wie herausfordernd unsere digitale Gesellschaft ist. Dementsprechend konstatierte das DIVSI (2018) in seinem Fazit sogar eine „wahrgenommene Ohnmacht“ der Jugendlichen – wobei sie auch hier wissen, was verbessert werden kann: **Sie wünschen sich, besser auf die digitale Zukunft vorbereitet zu werden** – nehmen wir sie ernst und bereiten bereits die Jüngeren auf ihre (uns noch unbekanntere) digitale Zukunft vor.

Wie dies gelingen kann? Indem Eltern beispielsweise auf ihre Kinder hören, sich auf die Vorschläge und Ideen von Kindern einlassen und deren Bedenken wahrnehmen. Kurz: Erwachsene sollten auf Kinder eingehen – natürlich nicht nur, wenn es um Digitales geht.

Martina Ziegler

Quellen

Brisch, Karl Heinz (2019): Pubertät. Bindungspsychotherapie. Bindungsbasierte Beratung und Therapie. Fachbuch Klett-Cotta

didacta Themendienst Nr. 04, Pressemitteilung Nr. 5 vom 10.12.2018

SZ1: „Verdammen oder verdummen“, in: Süddeutsche Zeitung Nr. 137 von Samstag/Sonntag, 15./16. Juni 2019

SZ2: „Digitalisierung: ‚Schon Drittklässler erzählen mir von Pornos.‘ Wie schützt man Kinder vor verstörenden Inhalten im Netz? Was nützen Verbote? Und wie verändert die Digitalisierung die Pubertät?“, in: Süddeutsche Zeitung vom 29. Januar 2019.

Studien

Bitkom (2017): „Jung, digital und immer online: Für die Generation Z gilt ‚mobile first‘“. Pressemitteilung vom 16.05.2017. Bundesverband Informationswirtschaft, Telekommunikation und neue Medien e.V.

Children's Worlds+ (2019). Eine Studie zu Bedarfen von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Gesamtauswertung, Zusammenfassung (CW+ 2019). Verfügbar unter: <https://www.bertelsmann-stiftung.de/de/publikationen/publikation/did/childrens-worlds-zusammenfassung/>

DIVSI (2018): U25-Studie. Euphorie war gestern. Die „Generation Internet“ zwischen Glück und Abhängigkeit. Deutsches Institut für Vertrauen und Sicherheit im Internet. Verfügbar unter: <https://www.divsi.de/publikationen/studien/divsi-u25-studie-euphorie-war-gestern/>

DJI (2015): Digitale Medien: Beratungs-, Handlungs- und Regelungsbedarf aus Elternperspektive. Abschlussbericht. Deutsches Jugendinstitut. Verfügbar unter: <https://www.dji.de/ueber-uns/projekte/projekte/digitale-medien-beratungs-handlungs-und-regulierungsbedarf-aus-elternperspektive/projekt-publikationen.html>